



Jurek Becker Bronsteins Kinder

Text und Kommentar
Suhrkamp BasisBibliothek

Diese Ausgabe der »Suhrkamp BasisBibliothek – Arbeitstexte für Schule und Studium« bietet nicht nur Jurek Beckers Roman *Bronsteins Kinder*, sondern auch einen Kommentar, der alle für das Verständnis erforderlichen Informationen enthält: die Entstehungs- und Textgeschichte, Selbstaussagen des Autors, die Rezeptions- und Deutungsgeschichte, Literaturhinweise sowie ausführliche Wort- und Sacherläuterungen. Die Schreibweise des Kommentars entspricht den neuen Rechtschreibregeln.

Zu ausgesuchten Texten der Suhrkamp BasisBibliothek erscheinen im Cornelsen Verlag Hörbücher und CD-ROMs. Weitere Informationen erhalten Sie unter www.cornelsen.de.

Olaf Kutzmutz, 1965 in Schalke geboren, leitet den Programmbereich Literatur der Bundesakademie für kulturelle Bildung Wolfenbüttel (www.bundesakademie.de). Zuletzt erschien: *Jurek Becker. Leben – Werk – Wirkung* (2008).

Jurek Becker Bronsteins Kinder

Roman

Mit einem Kommentar
von Olaf Kutzmutz

Suhrkamp

Der vorliegende Text folgt der Ausgabe: Jurek Becker: *Bronsteins Kinder. Roman*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2008 (= suhrkamp taschenbuch 1517).

Das Interview »Das Vorstellbare gefällt mir immer besser als das Bekannte.« Gespräch mit Marianna Birnbaum« ist folgendem Band entnommen: Jurek Becker: *Mein Vater, die Deutschen und ich. Aufsätze, Vorträge, Interviews*. Hg. v. Christine Becker. Frankfurt/M. 2007, S. 101–122.

Originalausgabe
Suhrkamp BasisBibliothek 96
Erste Auflage 2009

Text: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Anhang: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Kommentar: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Abschnitte.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jouve Germany, Kriftel

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Regina Göllner und Hermann Michels

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-18896-5

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO 09

Inhalt

Jurek Becker, <i>Bronsteins Kinder. Roman</i>	5
---	---

Anhang

Jurek Becker, »Das Vorstellbare gefällt mir immer besser als das Bekannte.« Gespräch mit Marianna Birnbaum	281
--	-----

Kommentar

Zeittafel	303
Entstehung	308
Wirkung	317
Deutung	323
Literaturhinweise	332
Wort- und Sacherläuterungen	334

Bronsteins Kinder

「für Christine」

Vor einem Jahr kam mein Vater auf die denkbar schwerste Weise zu Schaden, er starb. Das Ereignis fand ¹am vierten August 73 statt, oder sagen wir ruhig das Unglück, an einem Sonnabend¹. Ich habe es kommen sehen.

5 Ich wohne seitdem bei Hugo und Rahel Lepschitz, dazu bei ihrer Tochter Martha. Sie wissen nichts vom Hergang der Geschichte, die in meines Vaters Tod ihren Höhepunkt fand, ²für sie ist er einfach an Herzinfarkt gestorben². Hugo Lepschitz hat damals gesagt, der Sohn seines besten Freun-

10 des sei ihm nicht weniger lieb als ein eigener, und sie haben mich zu sich genommen. Dabei hatten die beiden sich kaum zehnmal im Leben gesehen, und wenn sie auch nur das geringste füreinander übrig hatten, dann versteckten sie es wie einen Schatz.

15 Man hätte alles damals mit mir machen können, mich zu sich nehmen, mich fortschicken, mich ins Bett stecken, nur fragen durfte man mich nichts. Als ich einigermaßen wieder zu mir kam, war meine und meines Vaters Wohnung aufgelöst, ich lag auf dem Sofa der Familie Lepschitz, wur-

20 de von Martha gestreichelt, und der Fernseher lief.

Seit Tagen hört das Wetter nicht auf, ein Mai ist das! Ich spüre, wie das Leben zu mir zurückkehrt; es kribbelt in meinem Kopf, die grauen Zellen räkeln sich, nicht lange, und ich werde wieder denken können. Das ³Trauerjahr³

25 geht zu Ende. Wenn man mich ⁴vor den goldenen Thron⁴ rief und nach dem einen großen Wunsch fragte, brauchte ich nicht lange zu überlegen: ⁵Gebt mir das steinerne Herz.⁵ Was die anderen mit ihren Gefühlen leisten, würde ich sagen, das möchte ich mit dem Verstand erledigen. In Zu-

30 kunft kann mir sterben wer will, noch so ein Jahr wird mir nicht mehr passieren.

Hinter meinem Umzug kann nur Martha gesteckt haben.

Als sie mich von Vaters Beerdigung mit den paar kleinen Juden nach Hause brachte und in der leeren Stube sitzen sah, wird ihr vor Mitleid das Herz zersprungen sein. Wir liebten uns damals entsetzlich. Bestimmt hatte sie die besten Absichten, auch wenn heute alles verloren ist. Wenn sie heute ins Zimmer kommt, fange ich sofort zu überlegen an, ob es draußen nicht etwas zu tun gäbe. Seit ich hier wohne, ist unsere Herzlichkeit verfallen, und man muß sehr gute Augen haben, um noch einen Rest davon zu erkennen.

Ich habe nicht den Mut, mich nach einer neuen Freundin umzusehen. Ich stelle mir vor, was geschehen würde, wenn ich eines Tages mit einer Jutta oder Gertrud hier auftauchte. Wie Rahel Lepschitz ihr Gesicht zwischen die Hände nehmen und wie Hugo Lepschitz den Kopf über so viel Undankbarkeit schütteln und wie Martha mit starren Augen versuchen würde, so zu tun, als handelte es sich um das Alltäglichs-te von der Welt.

Bei Lichte besehen stehe ich also vor der Wahl, mir entweder eine bestimmte Art von Zeitvertreib aus dem Kopf zu schlagen oder hier auszuziehen. Oder die Sache mit Martha renkte sich wieder ein, aber das halte ich für ausgeschlossen. Damals hat es mir nichts ausgemacht, daß sie anderthalb Jahre älter war als ich und daß manche sich wunderten, wie eine so reife und erwachsene Person sich mit einem Kinds-kopf wie mir abgeben konnte. Heute kommt sie mir vor wie eine Greisin.

Vor einem Jahr hätte ich meinen Kopf verwettet, daß wir drei Kinder haben würden und daß ein riesiges Glück vor uns lag. Vor einem Jahr habe ich gezittert, wenn ich sie nur um die Ecke kommen sah.

Für jede Verrichtung, die man mir überläßt, bin ich dankbar; in der ersten Zeit durfte ich nicht einmal Kohlen aus dem Keller holen, so als wäre Nichtstun die beste Therapie für einen Patienten wie mich. Wenn ich mich in die Wanne

legen wollte, mußte Hugo Lepschitz mit seinen
「Angestelltenärmchen」 die Kohlen für den Badeofen nach
oben schleppen. Aus Mitleid habe ich kaum mehr gebadet.
Inzwischen hat sich das Blatt zu meinen Gunsten gewen-
5 det, ich darf sogar das Abendbrot zubereiten und den
Tisch decken.

Ich decke den Tisch. Sie sehen fern wie jeden Abend, sie
kennen keine schönere Beschäftigung, als nach Ähnlich-
keiten zwischen Gesichtern auf dem Bildschirm und sol-
10 chen, die sie persönlich kennen, zu suchen. Man kann nur
staunen, wie groß ihr Bekanntenkreis ist, denn an jedem
Abend landen sie Treffer. Einmal soll jemand wie mein
Vater ausgesehen haben, aber ich wollte das Buch, das
ich gerade las, nicht unterbrechen.

15 Sie setzen sich so an den Tisch, daß der Fernseher in ihrem
Blickfeld bleibt. Lepschitz fragt seine Frau, wo Martha
steckt, sie weiß es nicht. Er beißt so heftig in ein Stück
「Matze」, daß im Umkreis von einem halben Meter ein Krü-
melregen niedergeht. Irgendwo in der Stadt gibt es ein
20 Geschäft, in dem man ungarische Matze kaufen kann; Va-
ter ist nur ein- oder zweimal im Jahr hingegangen, doch
Lepschitz will jeden Abend diese bröckligen Fladen auf
dem Tisch haben. Ich fand den Laden schon immer merk-
würdig: keine Apfelsinen, kein Rindfleisch, keine Toma-
25 ten, aber Matze für Hugo Lepschitz.

»Was ich dich fragen wollte«, sagt Lepschitz kauend.

Noch nie war mir so unbehaglich in dieser Wohnung, da-
bei ist nichts geschehen. Es ist nur Zeit vergangen, viel
zuviel Zeit, es knistert mir im Kopf. Ich hasse die beiden
30 nicht etwa, Gott behüte, ich liebe sie nur nicht allzu sehr
und möchte fort und weiß nicht wie.

»Du ißt ja nichts«, sagt Rahel Lepschitz.

Die Fernsehsendung handelt von Bandscheibenschäden:
ein rothaariger Mann erklärt, wie durch Stärkung der Rück-
35 kenmuskulatur die Schmerzen gelindert werden können.

Und eine junge Frau im Gymnastikanzug führt die entsprechenden Übungen vor, für Rahel Lepschitz nichts als Schwindel. Ihr Mann fragt: »Wo siehst du Schwindel?«
»Solche Übungen«, sagt sie, »kann nur ein Mensch ausführen, der keine Rückenschmerzen hat. Genausogut können sie einem Beinamputierten empfehlen, täglich zehn Kilometer zu laufen.«

Wer so lebt, wie ich es tue, wie eine Stubenfliege, auf welche Weise will der eine neue Freundin kennenlernen? Ich unternehme nichts, mir kann nichts schiefgehen, und nichts kann eine überraschend gute Wendung nehmen, du lieber Himmel, ich bin noch keine Zwanzig. Mein Vater, der selbst nicht der Lebendigste war, hätte das niemals zugelassen; er hätte darauf bestanden, daß ich in Bewegung bleibe, daß ich zumindest einmal am Tag die Wohnung verlasse, er war ein Antreiber. Wie alt darf einer sein, um noch Vollwaise genannt zu werden? Wenn jemand sechzig ist und keine Eltern mehr hat, wird sich niemand groß wundern, aber wo ist die Grenze?

»Was ich dich fragen wollte«, sagt Lepschitz. »Seit Wochen läßt sich erkennen, daß zwischen dir und Martha etwas nicht in Ordnung ist. Kann man helfen?«

»Ich bitte dich«, sagt seine Frau.

»Man kann nicht helfen«, sage ich.

Die Frage verrät, daß Martha ihnen keine Auskunft gibt, das kommt nicht unerwartet. Damals werden sie gedacht haben, sie nähmen die große Liebe ihrer Tochter bei sich auf, Marthas Ein und Alles; plötzlich hängt ihnen ein Untermieter am Hals, ein Trauerkloß von einem Untermieter, der nicht genügend Feingefühl besitzt, sich nach erloschener Liebe zu verdrücken. Die Fernsehturnerin sieht einer Frau aus dem Hinterhaus ähnlich, ich wundere mich, daß sie es nicht bemerken.

»Du mußt verstehen«, sagt Rahel Lepschitz, »daß wir uns Gedanken machen.«

»Aber ja.«

Täglich erwarte ich einen Brief von der Universität. Wahrscheinlich werde ich angenommen, ich habe wenig Zweifel:

5 mein Abiturzeugnis ist gut, und ¹Hinterbliebener zweier Opfer des Naziregimes¹ bin ich auch, was soll da schiefgehen. Ich habe mich für das Fach ¹Philosophie beworben.

Wenn es nach Vaters Willen ginge, hätte ich ¹Medizin¹ zu studieren, er wünschte sich immer einen Internisten* zum Sohn. Aber es geht nicht nach seinem Willen, ich werde
10 Philosophie studieren, ohne zu wissen, worum es sich dabei handelt.

»Hab bitte Vertrauen zu uns. Mit wem willst du sonst sprechen?«

Ich sage: »Das ist wahr.«

15 »Und weiter?«

»Wir fühlen uns nicht mehr voneinander angezogen«, sage ich.

Als ich zehn Tage hier wohnte, habe ich mich hingesetzt und ausgerechnet, wieviel mein Aufenthalt sie jeden Monat kosten würde, es war die größte geistige Anstrengung während des vergangenen Jahres. Seitdem überweise ich
20 an jedem Monatsersten eine gewisse Summe. Zuerst wollten sie keinen Pfennig akzeptieren. Doch ich konnte keine Rücksicht darauf nehmen, nicht nur weil ich fünfmal mehr
25 Geld auf dem Konto habe als sie; ich habe damals argumentiert, daß jedes Verhältnis, in dem die Opfer immer nur von einer Seite getragen werden, nicht von Dauer sein könne. Martha, die zufällig dabei saß und uns zuhörte, murmelte etwas von *altklug*. Lepschitz handelte mich um
30 dreißig Mark nach unten, dann waren sie einverstanden.

»Warum antwortest du uns nicht?«

Wie ein Rettungengel schwebt Martha ins Zimmer. Sie schwebt hinter meinem Rücken vorbei, tippt mir flüchtig auf die Schulter, küßt Mutter, küßt Vater und landet sicher
35 auf einem Stuhl. Tausend Tropfen stecken in ihrem Haar,

Facharzt für
innere
Krankheiten

das braun und glatt ist und über alle Maßen lang. Es ist mir klar, daß ich, sobald von ihrem Aussehen die Rede ist, noch immer wie ein Verliebter klinge. Sie entschuldigt sich für das späte Kommen und erzählt, wer sie aufgehalten hat.

5

Ich sage: »Wir haben eben über dich gesprochen.«

Das ist nicht nett, natürlich nicht, ich sage es mehr aus Bosheit als um einer Klärung willen.

»Es war nicht weiter wichtig«, flüstert ihre Mutter.

»Ich habe gesagt, daß wir uns nicht mehr voneinander angezogen fühlen«, sage ich leichthin.

10

Der Vater sendet Unmutswellen aus, aber ich bin nicht einzuschüchtern. In einem russischen Buch habe ich gelesen, daß Leute, die kaum noch etwas mit sich anzufangen wissen, zu Gehässigkeit neigen.

15

»Das werden sie ohne deine Erklärung auch schon bemerkt haben«, sagt Martha.

»Eben nicht.«

»Aber wie konnte das geschehen?« fragt die Mutter, weil die Gelegenheit nun einmal da ist.

20

Martha und ich sehen uns nach dieser Frage lange an, und man kann es glauben oder nicht: wir lächeln. »Sieh dir die beiden an«, höre ich Hugo Lepschitz vorschnell sagen. Wo kommt auf einmal der Rest an Zuneigung her, dieser Bodensatz in einem Topf, den ich für leer gehalten habe? Das Lächeln zeigt mir, daß wir niemals Feinde werden können, und Martha muß haargenau dasselbe denken, den Augen nach.

25

»Sieh sie dir an«, sagt Lepschitz.

In meinem Zimmer ist es eng wie im ¹Neuner-Bus¹. Jedes Ding steht an seinem Platz und doch im Weg, ich habe zuviel mitgebracht. Ich mußte mich von soviel trennen, daß ich nicht fähig war zu prüfen, was ich wirklich brau-

30

che. Mit Plattenschränk, Kommode, Sessel, Truhe, Schreibtisch, Bücherleiter, Schaukelstuhl habe ich mir nichts als Enge eingehandelt. Seit Monaten lache ich über die Bücherleiter, doch damals war sie nichts anderes als ein
5 dunkelbraunes Ding, das mein Vater spottbillig in einem Antiquitätenladen gekauft hat, und zwar mit mir zusammen. Ähnliche Erklärungen gibt es für beinahe alles andere auch. Höchstens der Schreibtisch könnte mir eines Tages von Nutzen sein.

10 Ich lege mich aufs Bett, wie ich es zehnmals täglich tue. Ich lasse den Plattenspieler laufen, um ihre Geräusche nicht zu hören. Manchmal ahne ich, daß meine damalige Hilflosigkeit nicht allein mit Trauer zu erklären ist; die Situation überforderte mich, und die Tatsache, daß Vaters Tod mich
15 etwa die Hälfte meines Verstandes kostete, ändert nichts daran, daß auch beide Hälften zusammen nicht ausgereicht hätten. Aber es kommt mir nicht so ungewöhnlich vor, daß einer, dessen Vater seit ein paar Tagen und dessen Mutter seit Ewigkeiten tot ist, dessen Schwester im Irrenhaus sitzt und der die Schule gerade hinter sich hat, daß
20 dieser eine nicht immer das Richtige tut. Doch ein paar Fehler weniger hätten auch gereicht, das ist schon wahr, vor allem einer war zuviel: das Haus hätte ich nicht verkaufen dürfen. Daß ich die Wohnung aufgegeben habe –
25 schön, sie haben es mir eingeredet; sich aber von dem Haus zu trennen war unverzeihlich.

Ich bekam tagelang zu hören: *Was willst du dich mit dieser Hütte vor der Stadt belasten. Sie liegt zu einsam, um dort zu wohnen, mit deinen achtzehn Jahren. Verkauf sie, Junge, dann hast du erstens Geld und zweitens ein Problem vom Hals.* Das klang doch sehr vernünftig.

30 Wenn ich es heute noch hätte, das Häuschen, sähe die Welt für Martha und mich anders aus. Ich will nicht behaupten, wir wären noch ein Herz und eine Seele, aber das Ende aller Bemühungen wäre noch nicht gekommen, da bin ich
35

sicher. Es gibt keinen Ort auf Erden, der für uns wichtiger war. In dem Waldhaus haben wir uns zum erstenmal be-
rührt, ich meine angefaßt, und nur dort haben sich Ängst-
lichkeit und Scham verloren. Wenn wir uns vornahmen,
ins Häuschen zu fahren, dann hieß das immer: wir fahren 5
uns umarmen. Man stellt sich mein Hochgefühl nicht vor,
wenn ich unterwegs in das Haus war.

Jetzt verbringt dort ein Schriftsteller seine Wochenenden.
Einige Wochen nach meinem Umzug hörte Martha mit ih-
rem Germanistikstudium auf und ging zur Schauspielschu- 10
le, das war die nächste Katastrophe. Mit rasender Ge-
schwindigkeit verlor sie eine schöne Eigenschaft nach der
anderen. Sie benutzte fremde Wörter, sie warf mit fremden
Blicken um sich, sie las andere Bücher, sie nahm ¹«Lid-
schatten aus dem Westen¹». Und von einem auf den anderen 15
Tag trug sie ¹«keine Röcke mehr, sondern ausschließlich
Hosen¹». Wenn das Haus noch dagewesen wäre, hätte man
vielleicht etwas tun können.

Von alldem, was mit meinem Vater und, nach seinem Tod,
auch mit mir geschah, habe ich nur verschwommene Vor- 20
stellungen. Ich vermute, daß man sich von Ereignissen, die
aus dem Gedächtnis entfernt werden sollen, zunächst ein
möglichst genaues Bild machen muß; und dies gilt wohl
erst recht für Erinnerungen, die man bewahren will. Ich
aber habe alles nur über mich ergehen lassen: die Erinne- 25
rungen kamen und gingen, wie sie wollten, und ich saß
da.

Martha kommt in mein Zimmer und fragt, ob ich nicht ein
Glas Wein mit ihnen trinken möchte. Ich sage: ¹«Der
Mensch ist doch kein Flußbett.» 30

»Was?«

»Der Mensch ist kein Flußbett«, wiederhole ich.

»Seit wann weißt du das?«

»Seit eben.«

Sie nickt und geht wieder hinaus, als hätte sie die ge- 35
wünschte Auskunft erhalten.

Ohne Vaters Wissen fuhr ich in das kleine Haus. Ich hatte
um den Schlüssel gebeten, doch er gab ihn mir nicht, er
sagte, in diesen Tagen dürfe man wohl von mir verlangen,
daß ich mich auf den Hintern setze und lerne. Dabei lag
5 das Abitur so gut wie hinter mir, zwei Prüfungen standen
noch aus; ich war sicher, daß er Martha nicht leiden konnte,
obwohl das unbegreiflich war.

Als mir der Schlüssel zum erstenmal verweigert worden
war, hatte ich ihn heimlich genommen, war damit zum
10 Schlosser gegangen und hatte einen Nachschlüssel anfer-
tigen lassen. Seitdem entschied allein ich, wann ich in das
Haus fuhr und wann nicht, auch wenn ich jedesmal um
Erlaubnis bat.

Martha und ich hatten uns zu Meistern im Spurenverwi-
schen entwickelt: nie war Vater auch nur der geringste
Verdacht gekommen. Dabei nahmen wir uns nicht in acht,
während wir in dem Haus waren; bevor wir es aber ver-
ließen, kam jedes Ding an seinen Platz zurück, jedes Haar
wurde aufgehoben, im Radio wurde der alte Sender wieder
20 eingestellt. Die Mühe war übertrieben, weil Vater selten
hinausfuhr und zudem gutgläubig war, doch Martha be-
stand darauf. Hin und wieder ließ er Bekannte für einige
Tage in dem Häuschen wohnen. Einmal lagen wir im Bett,
als jemand sich an der Tür zu schaffen machte. Noch
25 nie habe ich Martha so erleichtert gesehen wie in dem
Augenblick, als sich herausstellte, daß es ein Einbrecher
war. Ich bin aus dem Fenster gestiegen und habe mich von
hinten, mit einem Knüppel in der Hand, an ihn heran-
geschlichen; er floh entsetzt und hatte dreimal soviel Angst
30 wie ich.

Hinter mir in der S-Bahn hörte jemand Nachrichten: 「der
Zustand Walter Ulbrichts war unverändert ernst」, und 「die

verfluchten Franzosen hatten im Südpazifik wieder einmal ihre Wasserstoffbombe gezündet⁷. Jemand sagte leise, daß die Russen es auch nicht besser machen. Es war ein Sonntag.

Ausnahmsweise fuhren wir nicht zusammen. Martha hatte 5
einer Freundin, die vor der Stadt wohnte, versprochen, ein Buch vorbeizubringen, deshalb wollten wir uns beim Häuschen treffen. Ich war früh dran, vor Ungeduld oder in der Hoffnung, sie könnte eher da sein als erwartet. Weil uns die Liebe hungrig machte, hatte ich ein Päckchen mit 10
belegten Broten bei mir. Man mußte mit der Bahn bis ⁷Erkner fahren, dann weiter nach Neu-Zittau⁷ mit dem Bus, und dann blieb immer noch ein Weg von zwanzig Minuten durch Wald.

Vater hatte das Haus gekauft, als ich ein Baby war und 15
Mutter noch lebte. Er muß damals in Geld geschwommen sein. Das Haus selbst war wohl nicht so teuer, doch die Renovierung wird ein Vermögen gekostet haben: Regenninnen aus reinem Kupfer kamen ans Dach, weil Zinkblech nicht aufzutreiben war, drei der vier Zimmer wurden 20
mit Buchenholz ausgekleidet, und jedes bekam eine elektrische Fußbodenheizung. Als Martha zum erstenmal das Haus betrat, war sie so beeindruckt, daß sie mich vergaß.

Er hat mir nie erzählt, wie er zu seinem Reichtum kam, 25
zum längst aufgebrauchten; doch aus Bemerkungen, aus Unvorsichtigkeiten, die ihm über Jahre hin unterliefen, konnte ich mir ein Bild machen. Bald nach dem Krieg muß er ⁷Schieber⁷ gewesen sein; nicht etwa einer von diesen 30
Kerlen mit hochgeschlagenem Mantelkragen, die auf Schwarzmärkten und in finsternen Hausfluren ihr Zeug verkauften, o nein. Er muß an Geschäften ⁷zwischen der Ost- und der Westzone⁷ beteiligt gewesen sein. Er muß Waren, die westliche Händler nicht in den Osten liefern durften, gekauft und über die Grenze geschafft haben, zum Beispiel 35

Stahl. Ein paarmal habe ich ihn sagen hören: *Es ging nicht immer so ordentlich wie heute zu, mein Lieber.* Und einmal, als ich ihn bat, in meine Schule zu kommen und im Geschichtsunterricht als lebender Zeuge über die Nachkriegszeit zu berichten, hat er den Küchenschrank angesehen und geseufzt: *Jetzt hat er sein letztes bißchen Verstand verloren.*

Eine Besonderheit dieses Waldes bestand darin, daß er oft nach Pilzen duftete, nach Bergen von Morcheln und Pfifferlingen, obwohl kaum einer zu finden war. Andauernd begegnete man Leuten mit leeren Körben, Küchenmessern und enttäuschten Gesichtern, vor allem an Wochenenden.

Schon aus einiger Entfernung sah ich, daß der Tag verdorben war: vor dem Eingang des Häuschens stand, widerwärtig gelb, das Auto von Gordon Kwart, einem Freund meines Vaters. Ich verstand nicht, warum Vater mir seinen Besuch verschwiegen und statt dessen meine Prüfung vorgeschoben hatte. Ich durfte mich nicht blicken lassen, denn selbstverständlich würde Kwart meinem Vater von mir berichten. Und von dort bis zur Frage, wozu ich mich ohne Schlüssel beim Haus herumtrieb, war nur ein Katzensprung. Also konnte ich getrost Martha entgegengehen, auf Vater fluchen und überlegen, was aus dem angebrochenen Sonntag werden sollte. Die Brote warf ich in den Wald.

Der Rückweg war noch keine zehn Schritte lang, als ich umzukehren beschloß. Ich trat an die Hauswand heran und horchte. Erstens konnte Martha schon da sein und, ahnungslos wie sie war, im Häuschen auf mich warten. Zweitens war es möglich, daß Kwart nur kurz gekommen war und gleich wieder verschwand.

Unter meinem Lieblingsfenster, durch das die Kiefernstämme aussehen wie eine festgefügte Bretterwand, preßte ich das Ohr an die Mauer und gab mir Mühe, die Waldgeräu-